



Matthias Bormuth

Die Kunst des Fragens

Marginalien und Porträts Wallstein

Matthias Bormuth
Die Kunst des Fragens

Matthias Bormuth
Die Kunst des Fragens
Marginalien und Porträts

Wallstein Verlag

Adam
zur Erinnerung
und
Mimmo
in Freundschaft

Inhalt

Die Kunst des Fragens	
Prolog	7
I.	
<i>Verführtes Denken</i>	
Czesław Miłosz	19
<i>Minima Moralia</i>	
Psychoanalyse am Bodensee	23
Existenzerhellung	
Heidelberger Lektüren	29
Morton Street	
Joseph Brodsky	36
Zwei Budapester Bürger	
Imre Kertész und Sándor Márai	41
9/11 – Poetisch denken	
Adam Zagajewski und Susan Sontag	54
Morningside Drive	
Hannah Arendt und die New York Intellectuals	60
Ideengeschichte in New York	
Fritz Stern und Tony Judt	68
Neapel sehen	
Gustaw Herling und Witold Gombrowicz	75

Zuckermans Welt	
Philip Roth und die Gegenaufklärung	82

II.

Mentoren auf dem Weg	
Züricher Gedanken	95

Ins Denken ziehen

Dieter Henrich als Philosoph	107
----------------------------------------	-----

Ambivalenz der Freiheit

Wolfgang Frühwald und das suizidale Denken	115
------------------------------------------------------	-----

Wahrheit und Verhüllung

Martin Warnke in Hamburg	120
------------------------------------	-----

Eigentümlichkeit

Ulrich Keicher in Warmbronn	125
---------------------------------------	-----

Meteorologie des Herzens

Michael Krüger und die Weltliteratur	128
------------------------------------------------	-----

III.

Die Leidenschaft des Denkens

Max Weber und die Folgen	135
------------------------------------	-----

Der Menschenbeobachter

Über Georg Christoph Lichtenberg	143
--------------------------------------------	-----

Zitierte Literatur	153
------------------------------	-----

Dank	157
----------------	-----

Die Kunst des Fragens

Prolog

»Es ist ausgemacht, was auch unsere Gedanken sein mögen, wie oder von was sie hin und her getrieben werden, so gibt es in uns zuweilen gewisse Passatwinde, die ihnen eine beständigere Richtung geben, wogegen kein Steuern und Lavieren hilft.«

Georg Christoph Lichtenberg

»[...] wir Nussknacker der Seele, wir Fragenden und Fragwürdigen, wie als ob Leben nichts Anderes sei, als Nüsseknacken; ebendamt müssen wir nothwendig täglich immer noch fragwürdiger, würdiger zu fragen werden [...].«

Friedrich Nietzsche

»Immer hatte ich ein heimliches Leben, und immer war das mein wahres Leben.«

Imre Kertész

I.

In den Wissenschaften teilt man Ergebnisse mit. Es geht um rationale Genauigkeit und logische Folgerichtigkeit. Das Ideal besteht in mathematischer Exaktheit und formaler Klarheit, so dass kein Zweifel an der Wahrheit der Sache bleibt. Als junger Mediziner wurde ich bis zum Physikum im Geist solcher Eindeutigkeit ausgebildet. Das umfangliche Wissen bereitete Freude und sollte später eine heilsame Kraft werden, um Menschen von Krankheiten befreien oder deren Wirkungen lindern zu können. Die Naturwissenschaften waren erfolgreiches Vorbild für eine konsequente Rationalität, die intersubjektiv unanfechtbare Tatsachen zu erkennen gab, die allerdings mit dem Fortschritt der Erkenntnis sich wandelten.

Lediglich ein Seminar, das unser Anatomieprofessor gemeinsam mit einem katholischen Theologen über Ster-

ben und Tod anbot, überschritt diese Form des Denkens. Damals gehörte Ethik noch nicht zum medizinischen Curriculum. Als Humanist öffnete Gerhard Aumüller interdisziplinäre Gespräche, in denen auch spekulative Überlegungen, die sich mit dem Lebensende verknüpfen, im kleinen Kreis bedacht wurden. Mein Vortrag in diesem Seminar hatte Helmut Thielickes *Leben mit dem Tod* zur Grundlage, ein theologisches Buch, das sich auch mit dem suizidalen Denken des Schriftstellers Jean Améry beschäftigte. Erst nach Abschluss meiner Habilitation sah ich an meinen Anstreichungen, wie die frühere Lektüre bereits von dem Interesse geleitet war, das ein Vierteljahrhundert später meine *Ambivalenz der Freiheit* prägen sollte. Schon als Student hatten mich an Amérys *Diskurs über den Freitod* die irrationalen Motive interessiert, die rational nicht gänzlich aufzulösen waren.

Auch die psychiatrische Praxis konfrontierte mich nach dem Studium mit unvernünftigen Perspektiven, die mir als Schüler in Büchern Fjodor Dostojewskis bewusst geworden waren. Die merkwürdigen Gestalten, die in *Der Idiot* und *Die Brüder Karamasow* meine Phantasie beschäftigt hatten, fanden in den klinischen Fällen ihre Wiedergänger. In längeren Arztbriefen versuchte ich, was im routinierten Betrieb nicht die Regel war, abgründige Realitäten zur Sprache zu bringen, die sich dem rationalen Zugriff entzogen. Die Psychoanalyse fungierte als Beispiel, wie Wissenschaft über dem Versuch, das Rätsel unbewusster Dynamiken zu klären, selbst zu Literatur werden kann. Die bilderreiche Sprache machte Sigmund Freud zu einem suggestiven Schriftsteller, dessen nüchterne Rhetorik nicht verdecken konnte, wie stark subjektive Imaginationen und Assoziationen seine psychopathologischen Objektivierungen prägten. Allerdings entwickelte er als Tiefenpsychologe, obwohl er von Nietzsche inspiriert war, oft allzu rationale Schemata. Freuds Epigonen nahmen dem persönlichen Erlebensraum der Betroffenen nochmals stärker seine uneinholbare Vieldeutigkeit.

Grundsätzlich blieb mir mit Karl Jaspers der theoretische Zugriff in Psychiatrie und Psychotherapie oft fragwürdig. Die Unterscheidung von naturwissenschaftlichem Erklären, das biologischen Wirkfaktoren gilt, und geisteswissenschaftlichem Verstehen, das psychologische und soziale Dynamiken andeutungsweise zu erkennen sucht, hielt ich für eine der wertvollsten Einsichten seiner *Allgemeinen Psychopathologie*. In pathographischen Studien zu Friedrich Hölderlin, Vincent van Gogh und August Strindberg hatte Jaspers die psychodynamischen Zusammenhänge zwischen Kunst und Krankheit näher umrissen. Er lehnte »vermeintlich beherrschende Einsichten« ab und suchte lediglich »Einsichten als Mittel zur Gewinnung der Standpunkte, auf denen echte Rätsel gesehen und bewußt werden«.

II.

Als mir zum Ende der Jaspers-Promotion mein Vater einen kleinen Band mit Essays von Erich Auerbach sandte, verwandelte *Über Stil und Wahrnehmung* schlagartig meinen Blick auf das Schreiben im Raum der Wissenschaften. Besonders im Essay »Philologie der Weltliteratur« zeigte der Romanist und Kulturphilosoph, dass sachliche Genauigkeit und künstlerische Vagheit zusammengehören, will man kulturell wertvolle Erkenntnisse vom Menschen erlangen. Die persönliche Intuition war nötig, um im synthetischen Verstehen dem rationalen Ausdruck die Bahn zu weisen. Auerbachs eigener Stil veranschaulichte das Beschriebene hervorragend; klar und tief zugleich, umriss er Zusammenhänge, ließ aber elegant offen, was begrifflich nicht genauer zu fassen war, ohne an geschichtlicher Genauigkeit zu verlieren. Durch Auerbach wurde mir bewusst, dass Wissenschaft auch eine individuelle und intuitive Sache ist: »[F]ür die historische Synthese tritt hinzu, daß ihre höchsten Produkte, um ihre Wirkung

zu erreichen, auch als Kunstwerke vor den Leser treten müssen. Der traditionelle Anspruch, daß die literarische Kunst Freiheit besitzen muß, um ihr entsprechende Gegenstände zu gewinnen, also nicht an wissenschaftliche Treue gebunden sein darf, kann kaum noch erhoben werden; denn die geschichtlichen Gegenstände, wie sie sich heute darstellen, bieten der Einbildungskraft Freiheit genug in Auswahl, Problemstellung, Kombination und Formung.«

Nicht zufällig, so scheint es mir im Rückblick, lernte ich in diesen Jahren auch den englischen Ideenhistoriker Isaiah Berlin schätzen, der wie kaum ein anderer Philosoph seiner Zeit die Form des literarischen Essays kultiviert hatte. Als Anhänger der europäischen Aufklärung wollte Berlin nicht die irrationalen Aspekte aus dem Blick verlieren, die die Schriftsteller weithin als ihre Domäne ansahen. Der Verehrer Kants schätzte auch die Gegenklärung, die sich gegen das systematische und logische Vorgehen auflehnte, da dieses individuelle Perspektiven verkürze. Gegen die Versuchung, den einzelnen Menschen und seine Lebensziele ganz der gesellschaftlichen Vernunft zu unterwerfen, erinnerte er an den Satz, den Kant als Anthropologe geprägt hatte: »Aus so krummem Holze, als woraus der Mensch gemacht ist, kann kein ganz Gerades gezimmert werden.«

Für mich ergab sich methodisch wie stilistisch ein Übergang vom psychiatrischen zum philosophischen Verstehen. Die Welt der Ideen ist wie jene der Psychiatrie nicht ohne narrative Zugänge zu erkunden. Es gilt zu lernen, die inneren Welten mit Mitteln der Literatur zu lesen und zu beschreiben. Historiker der Ideen wie Ärzte der Seelen müssen über die bloße Vernunft hinausgehen, um den außergewöhnlichen Formen der Wirklichkeitswahrnehmung gerecht zu werden. Die maßgebliche Irrationalität, die durch lebensweltliche Aspekte geprägt ist, darf nicht durch rationale Schemata eines eindeutigen Fortschritts eliminiert werden. Auch aus diesem Grund wies

Isaiah Berlin ideengeschichtlich mit Vico, Hamann und Herder auf Vertreter der reflektierten Gegenaufklärung hin, die den Menschen in seinen vielschichtigen und widersprüchlichen Tendenzen zu erkennen suchten.

Berlin war es auch, der mich anregte, Schriftsteller im Raum der ideengeschichtlichen Erkenntnisbildung ernst zu nehmen. Schon 1946 hatte er als britischer Diplomat in Moskau die Anfänge des Kalten Krieges erlebt, als er der Dichterin Anna Achmatowa und ebenso Boris Pasternak dort begegnete. Seinen Bericht las ich schon Jahre bevor sich die Chance ergab, am Moskauer Maxim Gorki Institut für Weltliteratur über Erich Auerbach vorzutragen und einige Tage in der Künstlersiedlung Peredelkino bei Moskau zuzubringen, wo Boris Pasternak gelebt hatte. Berlin öffnete in der ersten Nachkriegszeit die Augen für solch überzeugte Individualisten, die sich herrschenden Meinungen nicht konform machten, sondern literarisch der Idee der westlichen Freiheit vielschichtige Gestalten verliehen.

Für mich wurden in dieser Tradition viele osteuropäische Schriftsteller zu wichtigen Orientierungsfiguren. Meist wurden sie schon lange vor 1989 von ihren totalitären Regierungen ins innere oder äußere Exil getrieben; dort entwickelten sie eine persönliche Nachdenklichkeit, die gesellschaftlichen Vorgaben der Menschheitsbeglückung mit Distanz begegnet. So sagten mir auch die »Ratschläge« zu, die der Belgrader Schriftsteller Danilo Kiš im Pariser Exil jüngeren Autoren machte. Vor allem solle man sich auf kein Prinzip festlegen zwischen Ratio und Irratio: »Glaube nicht an das ›wissenschaftliche Denken‹. / Glaube nicht an die Intuition.« Gewollt Uneindeutiges war nicht seine Sache; ebenso wenig wie stilisierte Spontaneität: »Glaube nicht an das ›automatische Schreiben‹ und auch nicht an das ›bewußt Verschwommene‹ – du strebst nach Klarheit.«

Als ich vor wenigen Jahren am Rande einer Belgrader Tagung seine Witwe besuchte, war Kiš den jungen Philo-

sophen dort unbekannt. Als Literat schien ihnen Kiš unerheblich zu sein, da er keine systematische Idee des Ganzen entwickelt hatte. Auch wenn die Werke der Dissidenten und Exilanten bei uns in prominenten Verlagen erschienen, blieb ihre liberale Tradition vielen obskur, da politisch wie psychologisch eindeutige Ziele und Programme fehlten, auf die man sich intellektuell berufen konnte. In den universitären Seminaren und intellektuellen Zirkeln galt ihr kosmopolitischer Individualismus weithin als Relikt bürgerlich-konservativen Denkens. Es war erstaunlich, wie seit 1968 Avantgardetheorien, die angetreten waren, tradierte Vorurteile aufzulösen, selbst zu starren Dogmen wurden, die inquisitorische Aktivitäten stimulierten. Mit Max Weber betrachtet bildeten sich Formen moderner Sekten, die mit rationaler Systematik zu glänzen suchten, aber untergründig von einem irrationalen Sinnverlangen getrieben waren, dessen Prominenz sie bei den Religionen als voraufklärerischen Mangel geißelten.

Als ich mir nun Autoren und Bücher vornahm, die ich im Laufe von Jahrzehnten in Berlins liberalem Sinne gelesen hatte, erlaubten Marginalien, d.h. Anstreichungen und Randbemerkungen, meine damaligen Lesarten neu aufzugreifen. So entstand mit der Zeit eine kleine Archäologie prägender Lektüren, die ich mit persönlichen Kontexten verknüpfte. Die kurzen Erkundungen wollen persönliche Lese- und Erkenntnisprozesse kenntlich machen. Neben den osteuropäischen Autoren spielten dabei auch die New York Intellectuals eine wichtige Rolle. Hannah Arendt gehörte im amerikanischen Exil zu ihnen, seitdem ihre Studie *Origins of Totalitarianism* sowohl die nationalsozialistische als auch die sowjetische Variante untersucht und verglichen hatte.

Die späteren Porträts gelten vor allem wissenschaftlichen Mentoren, die mich in den Feldern von Psychiatrie, Philosophie, Literatur- und Kunstwissenschaft begleiteten. Neben den Büchern waren diese Gesprächspartner entscheidende Anreger auf einem Weg, der in keinem

Fach verortet ist, sich an Disziplinen jedoch orientierte. Besonders markant war die Rolle von Dieter Henrich, der aufgrund des gemeinsamen Forschungsinteresses an Max Weber meinen Weg begleitete und wissenschaftlichen Institutionen gegenüber unterstrich, dass ich der Philosophie von der Medizin her »zugewachsen« sei. Wolfgang Frühwald förderte als Literaturhistoriker mein ideengeschichtliches Denken. Die Etablierung des Oldenburger Karl Jaspers-Hauses, das auf seltene Weise den interdisziplinären Austausch in philosophischer Hinsicht erlaubt, wäre ohne die Zusammenarbeit mit ihm nicht denkbar gewesen. Und zuletzt war es Martin Warnke, der mir in seinen späten Jahren freundschaftlich gesinnt war und meine Studien mit kunsthistorischen Akzenten förderte.

Zudem haben mich zwei Verleger persönlich nachhaltig beeinflusst. So war es ein besonderer Moment, als ich im Jahr 2005 den ersten kleinen Essay bei Ulrich Keicher über Gottfried Benn veröffentlichte und der Verleger mich dem Publikum als »wissenschaftlichen Schriftsteller« vorstellte. Dass Michael Krüger im Carl Hanser Verlag viele osteuropäische und amerikanische Autoren pflegte, die mir über die letzten drei Jahrzehnte wichtige Anreger wurden, brachte mich ihm nahe. Besonders teile ich mit ihm die Verehrung für Zbigniew Herbert, dessen philosophische Lyrik auf mich eine besondere Faszination ausübte. Selbstironisch beschreibt Herbert die lächerliche Figur, die wir in unseren intellektuellen Ambitionen oft abgeben: »betrachte dein Narrengesicht im Spiegel / und wiederhole: ich wurde berufen – gab's denn nicht bessere«.

III.

Am Ende des Bandes stehen zwei Essays, die strenger ideengeschichtlich orientiert sind. Für das Wissenschaftskolleg in Delmenhorst fasste ich zuletzt meine Überlegungen zur wissenschaftlichen Subjektivität zusammen für einen

Jubiläumsband, vor allem die Impulse berücksichtigend, die aus der Beschäftigung mit Max Weber entstanden.

Ein zweiter Autor dieses Ranges, den ich schon im Göttinger Studium als selbstironischen Denker wahrnahm, ist Georg Christoph Lichtenberg. Er trat mir aber erst seit der Zugehörigkeit zur dortigen Akademie der Wissenschaften neu und genauer vor Augen. Vielleicht ist er als Experimentalphysiker und Philosoph jene intellektuelle Gestalt, in welcher englischer Essayismus und deutsche Gelehrtheit die schönste Synthese finden. Zwischen Wissenschaft und Literatur versteht Lichtenberg in seinem Schreiben Ratio und Irratio zu verknüpfen, ohne dabei gedankliche Brillanz einzubüßen.

Seine Interpretationen der Hogarth-Stiche unterstreichen, dass neben einer »prosaischen« Schreibweise vom Erkennenden auch eine »poetische« gefordert sei: »Was der Künstler da *gezeichnet* hat, müßte auch so *gesagt* werden, wie *Er* es vielleicht *gesagt* habe, wenn er die Feder so hätte führen können, wie er den Grabstichel geführt hat. Mitunter könnte auch den Hieben, die er dem Laster und den Torheiten seines Vaterlandes damals so reichlich mitteilte, durch eine kleine Wendung eine Richtung gegeben werden, daß etwas davon auch auf neuere Köpfe fiele.«

Mit zeitloser Aktualität stellte Lichtenberg für junge Gelehrte heraus, dass ein Forscher dann am meisten lerne, wenn er die Probleme und ihre Lebenswelt selbst kennt und um die Fragen weiß, die unser Interesse auf sich ziehen sollen: »Die Bemühung, selbst zu beobachten, kann uns nicht früh genug beschäftigen; aber doch wünschte ich, daß man selbst darauf verfiel. [...] Aus jeder Wissenschaft, die man studiert, sollte man vorher schon etwas auf die Art gelernt haben, die man dem eigentlichen Studieren immer entgegen setzt, durch eigene Erfahrung.« Angesichts eigener Erfahrungen konnte ich nur zustimmen, dass man die wissenschaftliche Entwicklung nicht abkürzen kann. Nur Schritt für Schritt kommt die eigene Person zu triftigen Einsichten, die sie insgesamt zu einem

Instrument der Erkenntnis werden lassen: »Wenn wir im Studieren keine Sprünge machen, niemals wider unsere Empfindung und Überzeugung reden, so machen wir den individuellen Menschen aus, und sind für uns richtig.«

Die langsame Fortbewegung im intellektuellen Werden wurde mir in diesem Sinne anders anschaulich, als ich vor gut einem Jahrzehnt das Lebenswerk eines großen abstrakten Künstlers sah. Das New Yorker Guggenheim Museum hatte auf suggestive Weise Wassily Kandinskys Bilder in der aufsteigenden Spirale seiner Architektur so gehängt, dass man bei den frühen Gemälden begann und Rundung um Rundung bis zu den späten Werken aufstieg. Die Gemälde aus aller Welt ermöglichten, eine fast lückenlose Geschichte seiner Werke wahrzunehmen, die als geometrische und farbige Figuren eine lange Reihe von Variationen bildeten. In der ansteigenden Spirale sah man, wie mit den Jahrzehnten ihre Klarheit und Knappheit zunahm und das Geheimnis der Bilder immer suggestiver wirkte; die ursprünglichen Intuitionen des Malers hatten im Fortschritt der Werke eine Klärung erfahren, die nun schärfer zu offenen Deutungen anregte.

Kandinskys Werke wirkten wie ein Versprechen, dass auch das wissenschaftliche Nachdenken lohnt, wenn man im Schreiben versucht, in Klärungsprozessen zur Sprache zu bringen, was man als ursprüngliche Frage und mögliche Antwort in sich trägt. Sowohl der menschliche Dialog mit Freunden wie Mentoren als auch der Umgang mit großen Texten aus Philosophie und Literatur haben auf dem Weg der ideengeschichtlichen Klärung geholfen. Aber es war das eigene Fragen zu kultivieren, um zu persönlich tragfähigen Ansichten zu kommen. Diese Notwendigkeit hat Erich Auerbach unter anderem in »Philologie der Weltliteratur« mit einem Satz von Augustinus angedeutet: »Ein nicht geringer Anteil beim Suchen liegt im Wissen um Deine Frage.«